

Daniela Krien
Der Brand

ROMAN

Diogenes

Covermotiv: Gemälde von André Brasilier, »Automne«
Copyright © 2021, ProLitteris, Zürich
Zitatnachweis am Schluss des Buches

Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2021
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
600/21/44/1
ISBN 978 3 257 07048 4

Widerspruch ist ein Grundmoment
des menschlichen Daseins.

Ernst Cassirer

An einem Freitag im August läuft Rahel Wunderlich mit schnellen Schritten die Pulsnitzer Straße Richtung Martin-Luther-Platz entlang. Den ganzen Weg schon fühlt sie sich leicht, fast unbeschwert und überholt die meisten Passanten mit Schwung.

Den Papierkram in der Praxis hat sie erledigt, die Pflanzen gegossen und der Reinigungskraft einen Zettel mit Anweisungen hinterlassen. In ihrer Stammbuchhandlung hat sie ein Buch auf Empfehlung gekauft und eines von Elizabeth Strout, das schon lange auf ihrer Wunschliste stand – eine hochgelobte Mutter-Tochter-Geschichte.

Peter müsste in einer guten Stunde zu Hause sein. Er hat ihr von einem Radebeuler Weingut aus geschrieben, Fotos verschiedener Grau- und Weißburgunder geschickt und gefragt, ob sie mit der Auswahl einverstanden sei. Sie hat sich noch eine Scheurebe dazu gewünscht und ein knappes »ok« zurückbekommen.

Im Hausflur leert sie den Briefkasten und geht die Post durch: Werbung für einen neuen Pizza-Service, die Rechnung des Malers, der kürzlich die Küche renoviert hat, ein förmlich zugestellter Brief von der Stadt: ihr Bußgeldbescheid für den Blitzer vor ein paar Wochen. Neunzig Euro plus fünfundzwanzig Euro Gebühren plus ein Punkt an das Fahreignungsregister. Hätte schlimmer kommen können, sie hatte immerhin eine rote Ampel überfahren.

Rahel steigt die Treppen bis in die zweite Etage des Altbaus hinauf und legt die Briefe auf der Kommode im Korridor ab. Als sie sich die Schuhe abstreift, klingelt das Telefon in ihrem Zimmer. Sie zögert einen Augenblick. Eigentlich muss sie auf die Toilette, doch sie meint, dem Klingeln eine Dringlichkeit anzuhören, die keinen Aufschub duldet.

Während des Anrufs muss sie sich setzen.

Der Mann am Telefon berichtet mit brüchiger Stimme, das Ferienhaus, von Rahel vor Monaten gebucht, sei abgebrannt. Nach fast einem Jahrhundert in Familienbesitz sei das Haus in den Bergen für immer zerstört.

Rahels Mitgefühl bleibt aus. Während der Mann weiter spricht, ihr Informationen zur Rückerstat-

tung der Anzahlung gibt und eine alternative Unterkunft vorschlägt, denkt sie nicht eine Sekunde an den Verlust der Eigentümer, sondern lediglich an Peter und seinen Blick, wenn sie es ihm erzählen wird.

»Also nehmen Sie die Ferienwohnung im Dorf?«, fragt der Mann, nun ganz geschäftsmäßig.

»Nein«, sagt Rahel. »Bitte erstatten Sie uns das Geld zurück.«

Fast zwei Monate lang hatte sie nach einem Quartier wie diesem gesucht. Gleich zu Anfang des Jahres, als die ersten Meldungen über das Virus kamen, hatten sie sich darauf geeinigt, den Sommer im Inland zu bleiben.

Es war der perfekte Treffer gewesen: Eine Hütte in Oberbayern, in den Ammergauer Alpen, in völliger Alleinlage auf einem Wiesenhügel, ein Brunnen mit Pumpe und Steinbecken davor, nur zu erreichen über einen holprigen Serpentinweg durch den Wald. Kein Internet, kein Fernsehen, keine Ablenkung.

Seit Wochen studiert Peter Karten und stellt Wanderrouen zusammen. Er hat sich teure Trekkingstiefel gekauft, einen Rucksack für Tagestouren, T-Shirts und Hosen aus leicht trocknendem und regenabweisendem Material, eine erstklassige

Jacke einer Schweizer Firma und spezielle, fußstabilisierende Socken. Und auch Rahel hat sich aufwendig ausgerüstet und in Vorbereitung der Wanderungen fast täglich Sport getrieben.

In drei Tagen wären sie gefahren. Unmöglich, auf die Schnelle etwas Vergleichbares zu finden, nicht in diesem Jahr, nicht unter den gegebenen Bedingungen. Ohne große Hoffnung gibt sie auf einer Website für Ferienwohnungen ihre Wünsche ein. Null Treffer. Sie versucht es auf einer weiteren – mit dem gleichen Ergebnis.

Dann ruft sie die Seite der Berghütte auf. Sie klickt sich von Bild zu Bild, von den Geranien in den Balkonkästen zu der kleinen Veranda mit Blick auf das gegenüberliegende Bergmassiv und wieder zum Haus, diesmal aus einer anderen Perspektive. Dann zu dem steinernen Brunnenbecken und den bunten Wildblumen auf der Wiese, und plötzlich kann sie das lodernde Feuer auf dem Berg sehen. Sie sieht fliehende Tiere und eine Rauchsäule, die in den nächtlichen Sternenhimmel steigt, und mitten drin Peter und sich – wie auf einem Scheiterhaufen.

Wäre das Ganze vor zehn Jahren passiert, hätten sie gemeinsam darüber den Kopf geschüttelt. »Wer weiß, wofür es gut ist ...«, hätte Peter vermutlich gesagt und sie getröstet. Doch die Gelassenheit war

ihm abhandengekommen. Sein feiner Humor kippt nun öfter ins Zynische, und an die Stelle ihrer lebhaften Gespräche ist eine distinguierte Freundlichkeit getreten. Damit einhergehend – und das ist das Schlimmste – hat er aufgehört, mit ihr zu schlafen.

Eine halbe Stunde ist seit dem Anruf vergangen. Rahel steht am Fenster ihres Zimmers und wippt barfuß auf den Zehenballen auf und ab. Ihr von Grau durchsetztes schwarzes Haar trägt sie hochgesteckt. Das Leben draußen, die Stimmen der Jugendlichen, die sich auf den Bänken vor der Kirche versammelt haben, nimmt sie wie von ferne wahr. Die Enttäuschung hat sie kraftlos gemacht.

Als das Telefon erneut klingelt, rührt sie sich nicht. Mit geschlossenen Augen wartet sie, dass es aufhört.

Aber es hört nicht auf.

Sie wirft einen Blick auf das Display: Es ist Ruth. Unwillkürlich strafft Rahel die Schultern, räuspert sich, prüft den Ausdruck ihres Gesichts im Spiegel neben dem Schreibtisch und nimmt den Hörer ab.

Schon an der Begrüßung hört sie die Veränderung in Ruths Stimme – das zackig Selbstbewusste fehlt. Dennoch kommt sie ohne Umschweife zur Sache: Viktor habe vor ein paar Tagen einen Schlaganfall erlitten. Es sei alles so viel gewesen, darum

melde sie sich erst jetzt. Seit heute befinde er sich für sechs Wochen in der Rehaklinik Ahrenshoop. Dort sei unverhofft ein Platz frei geworden. Sie wolle ihn unterstützen, habe auch schon eine Unterkunft gefunden bei ihrer gemeinsamen Freundin Frauke, einer Malerin, die in Ahrenshoop lebe. Nun suche sie jemanden, der sich um das Haus und die Tiere in Dorotheenfelde kümmern würde. Es sei sonst nicht ihre Art, zu bitten, aber –

Sie bricht ab, setzt erneut an: Ob Rahel und Peter die ersten beiden Wochen übernehmen könnten. Viktor und sie wären überaus dankbar.

Beinahe hätte Rahel *Nein* gesagt. *Nein, das geht leider nicht. Wir fahren in die Berge.* Doch dann fällt ihr der Brand wieder ein, und sie antwortet: »Ja natürlich, das machen wir gern. Und wenn du willst, bleiben wir drei Wochen.«

* * *

Peter schweigt. Er schüttelt den Kopf, hebt ratlos die Hände.

»Das kann doch nicht wahr sein!«, entfährt es ihm schließlich. »Wie hoch ist die Wahrscheinlichkeit, dass man ausgerechnet die eine Ferienunterkunft bucht, die kurz vor der Anreise abbrennt?«

Dann geht er mit gesenktem Kopf in sein Zim-

mer hinüber. Früher war es Selmas Zimmer gewesen. Nach ihrem Auszug war Simon nachgerückt, und als auch er das elterliche Nest verlassen hatte, war Peter gefolgt. Simons altes Zimmer dient als Gästezimmer, Peters ursprüngliches Arbeitszimmer gehört nun Rahel. Die Neuaufteilung der Wohnung haben sie gleich nach Simons Auszug vorgenommen. Eine Weile haben sie nach einer kleineren Bleibe gesucht, aber alle Wohnungen, die in Betracht kamen, waren trotz der geringeren Fläche teurer und dabei schlechter gelegen. Hier grenzte die Äußere Neustadt an die Radeberger Vorstadt, und sie gelangten ebenso schnell an die Elbwiesen wie in die Dresdner Heide; darauf wollten sie nicht verzichten.

Für den Augenblick atmet sie auf. Noch weiß sie nicht, wie sie ihm die Zusage für Dorotheenfelde beibringen soll. Sie geht zum Fenster, beugt sich ein Stück hinaus, blickt auf die Passanten hinunter und hört plötzlich Peters Stimme hinter sich.

»Was machen wir jetzt, hm?«, fragt er. Er setzt sich auf die nachtblaue Chaiselongue, die sich Rahel erst kürzlich gekauft hat.

Sie zögert die Antwort hinaus, doch schließlich siegt ihr Pragmatismus.

»Wir fahren in die Uckermark nach Dorotheenfelde, schon morgen.«

Ihr Lächeln verrutscht, ihr Blick hält seinem nicht stand. Während sie ihre lackierten Fußnägel betrachtet, erzählt sie ihm von Ruths Anruf. Peter macht ein Geräusch, als habe er sich verschluckt.

»Ohne mich zu fragen ...«, sagt er und erhebt sich. »So weit sind wir jetzt also gekommen.«

Ihre Füße stehen wie festgeklebt am Boden, die Zunge lässt sich nicht vom Gaumen lösen, und Peter verlässt das Zimmer mit dem Gesichtsausdruck eines Besiegten.

Rahel setzt sich auf die Chaiselongue, genau auf die Stelle, wo er gesessen hat. Dann streckt sie sich aus und legt einen Arm über die Augen. Sie blickt nach innen und wünscht sich sogleich, es nicht getan zu haben.

Später, als sie wahllos Kleider aus dem Schrank nimmt und in den Koffer packt, denkt sie an Ruth. Ihr Gesicht steht ihr lebhaft vor Augen. Über die Jahre haben sich winzige Verschiebungen in die Symmetrie ihrer Züge eingeschlichen, doch noch immer tritt Ruth nie anders auf als tadellos zu rechtgemacht. Besonders an schlechten Tagen ist die äußere Vollendung ihre Rüstung gegen die Zumutungen der Welt. Seit jeher schien diese Haltung auch auf Rahel überzugreifen. Nie hat sie sich gehenlassen in Ruths Anwesenheit, nie nachlässig ge-

kleidet oder bewegt. Diese unhinterfragte Disziplin hatte Ruth in den Jahren auf der Palucca-Schule verinnerlicht. Sie und Rahels Mutter Edith hatten als Kinder ihre klassische Tanzausbildung zur gleichen Zeit begonnen. Edith hatte nach drei Jahren hingeschmissen, Ruth war geblieben. Die Freundschaft der Mädchen hielt, bis sie erwachsen waren.

Rahels Verhältnis zu Viktor und Ruth ist bruchlos und so alt wie sie selbst. Bei ihnen in Dorotheenfelde kam ihr Leben zur Ruhe. Ediths rastloses Dasein, das Rahel und ihrer Schwester Tamara eine Kindheit mit wechselnden Stiefvätern, etlichen Umzügen kreuz und quer durch Dresden und verschiedenen Schulen beschert hatte, war wie ein Sturm auf hoher See gewesen, und obwohl auch Dorotheenfelde kein dauerhafter Hafen wurde, so hatte es hier doch immerhin heilsame Flauten gegeben.

An den Tagen in Dorotheenfelde waren Edith und Ruth unzertrennlich. Die Bindung der Freundinnen war trotz aller Gegensätze eng, und als vor ein paar Jahren der Krebs in Ediths Körper zum dritten und letzten Mal ausbrach, ist Ruth gekommen und geblieben. Bis zum Schluss.

* * *

Sie fahren ohne Pause durch. Drei Stunden und dreizehn Minuten hat das Navi ihnen angezeigt; Peter fand, das sei eine gute Zeit.

Unterwegs ruft sie die Kinder an und stellt das Telefon laut. Selma hat den quengelnden Max auf dem Arm. Sein Quäken übertönt Selmas Stimme.

»Tut mir schrecklich leid, dass ihr jetzt woanders Urlaub machen müsst, Mama!«, schreit sie ins Telefon, »wenn ich heute gegen Mitternacht mal ne Minute für mich hab, bedaure ich euch.« Dann legt sie auf.

Peter beschwichtigt sofort. »Lass sie! Sie hat zwei Kleinkinder zu versorgen.«

»Sie hat einen Mann, der sich beide Beine für sie ausreißen würde.«

»Klingt, als wärst du neidisch.«

Rahel beschließt, nicht darauf einzugehen, und wählt Simons Nummer.

»Wetten, er geht nicht ran?« Peter schmunzelt. Es ist das erste Lächeln seit Tagen, und obwohl ihr der Anlass nicht gefällt, wird ihr leichter ums Herz. Nach dem dreizehnten Klingeln legt sie auf.

»Wozu hat er eigentlich ein Telefon?«, schimpft sie.

»Er wird irgendwo im Gebirge unterwegs sein.«

Rahel nickt und lässt das Telefon in ihre Tasche zurückgleiten.

Kurz nach dem Ortsausgangsschild des Dorfs biegen sie rechts in einen Weg ein. Das Sackgassenschild ist verblichen und steht schief. Bevor Viktor den Führerschein endgültig abgeben musste, ist er ein paar Mal dagegengefahren. Sie ruckeln über den alten Plattenweg, in dessen Mitte das Gras wuchert, dann enden auch die Platten, und sie fahren über Kies und Sand die leichte Anhöhe hinauf.

Ruth steht in der Einfahrt. Groß, gerade und in einem tief dekolletierten Kleid, das ihren beeindruckenden Busen betont. Keine Spur von Altersschwäche, obwohl sie nun auch schon fast siebzig ist. Rahel steigt aus und geht ihr entgegen, während Peter das Auto in den Hof fährt und parkt.

Neben dem Haupthaus schließen sich links die Stallungen an, rechts eine große Scheune. Nach Kriegsende lebten Flüchtlinge hier, später beherbergte der Gutshof die örtliche LPG-Verwaltung, und danach lebten Viktor und Ruth mit zwei weiteren Familien in dem alten Haus des Verwalters – mit Ofenheizung und Plumpsklo. In den frühen 70ern war die erste Familie weggezogen, Anfang der 80er die andere.

Nach der Wende kauften Viktor und Ruth den mittlerweile halb verfallenen Hof und sanierten ihn über viele Jahre hinweg Stück für Stück. Nun beginnt er erneut zu verfallen.

Ruth entzieht sich der Umarmung. »Ich bin ganz verschwitzt«, sagt sie und läuft los, um auch Peter zu begrüßen.

Auf dem Gartentisch stehen eine Wasserkaraffe, ein Kuchenteller mit einer Insektenschutzhaube und Kaffee in einer Thermoskanne. Ruth schenkt ein und beginnt von Viktor zu erzählen. Während sie spricht, fragt sich Rahel, ob sie eines Tages in ebenso liebevoller Weise über Peter reden würde. Tiefe Verbundenheit leuchtet aus Ruths Worten, und Rahel spürt Peters Blick auf sich gerichtet.

Nach dem Kaffee holen sie das Gepäck aus dem Auto und folgen Ruth die Treppen hinauf. Im ersten Stock weist sie nach rechts auf ein Zimmer am Ende des Gangs.

»Am besten schlaft ihr dort, im Nordostzimmer. Es ist schön kühl darin. Oder aber ...«, sie zeigt in die entgegengesetzte Richtung, »... ihr nehmt das Zimmer da hinten. Südwest, von dort sieht man den See zwischen den Bäumen durchschimmern. Aber was rede ich, ihr kennt euch ja aus.«

Dann dreht sie sich um und steigt die Treppen wieder hinunter. Ohne sich anzusehen, gehen sie auseinander – Peter nach Nordost, Rahel nach Südwest. Sie schließen ihre Türen leise.

Später weist Ruth sie ein. Allein das Gießen aller Pflanzen braucht eine gute Stunde pro Tag, sie sollen sich aus den Tonnen bedienen, die rund ums Haus Regenwasser auffangen.

Viktors Atelier liegt im vorderen Teil der Scheune, doch sie betreten es nicht. In den letzten Jahren, erzählt Ruth, seien seine Arbeiten kleiner geworden. Seine körperliche Kraft habe nachgelassen, seine handwerkliche und imaginäre keineswegs.

Die Tiere sind der schwierigste Teil. Weder Peter noch Rahel hat je mit Tieren zu tun gehabt. Nun liegt das Wohl eines Pferdes, einiger Katzen, eines Dutzends Hühner und eines flugunfähigen Weißstorchs in ihren Händen.

Sie umrunden einmal den ganzen Hof. Ein Fenster vom Stall soll immer offen bleiben, damit die Schwalben ungehindert hinein und wieder heraus fliegen können. Im Hühnergarten hinter dem Stall tragen die Apfelbäume reiche Frucht. Der Maschendrahtzaun ist hier und da notdürftig geflickt. An allen Ecken und Enden gäbe es Arbeit. Die zahlreichen Rosenstöcke an der Scheunenwand im Innenhof sind lange nicht geschnitten worden, der rankende Wein unter dem Vordach des Stalls verdorrt, drei kaputte Fenster zählt Rahel während des Rundgangs, und überall liegen Laub und dürre Äste noch aus dem letzten Jahr.

Ruth gibt sich, als wäre alles in Ordnung.

Plötzlich schaut sie schräg in den Himmel.

»Gleich sieben«, sagt sie. »Zeit fürs Abendessen.«

Sie essen im Innenhof an einem schön gedeckten Tisch, während die einbrechende Dunkelheit die Zeichen des Verfalls verschluckt. Es gibt Soljanka, Brot, Rotwein und Wasser, und Peter sagt in einem Augenblick höchster Zufriedenheit in breitem Sächsisch: »Eimannfrei!«

Ruth bricht in schallendes Lachen aus, von dem auch Rahel sich anstecken lässt, und beide wiederholen das Wort im Chor, *Eimannfrei*, und in Rahel blitzt eine Erinnerung auf.

Es ist gar nicht so lange her, zwei Jahre vielleicht, da haben sie auch hier gegessen und gelacht, mit Viktor und Ruth und Simon, und es gab Soljanka, Brot und Wein. Simon trank keinen Alkohol und, von Viktor darauf angesprochen, erklärte er den Grund. Rahel und Peter wussten es schon. Nach dem Studium der Sportwissenschaft an der Bundeswehruni wollte ihr Sohn die Aufnahmeprüfung zum Heeresbergführer machen. Etwa zwei bis drei Jahre benötigte er, um sich vorzubereiten. Klettern und Skifahren auf höchstem Niveau im unwegsamen hochalpinen Gelände bei schwierigsten

Wetterbedingungen gehörten zum Training ebenso dazu wie Ausdauer und mentale Stärke. Für ihn begann das Ganze mit dem Verzicht auf Alkohol. Schon die Entscheidung für die Offizierslaufbahn des Truppendienstes hatte Rahel entsetzt. Ihr Sohn als Zugführer einer Gebirgsjägertruppe war ein weiterer Schock gewesen. Seine Beteuerungen, dass das Ganze eine eher sportliche Herausforderung bedeute, beruhigten sie nicht. Viktor war an jenem Nachmittag ebenso wenig überzeugt. »Und dann hältst du im Ernstfall deinen Kopf für dieses Land hin«, rief er fassungslos. »Es wird dir niemand lohnen.«

Manchmal ist Ruth ihr unheimlich. Als hätte sie Rahels Gedanken gelesen, fragt sie plötzlich nach Simon.

»Immer noch in München an der Bundeswehruni«, antwortet Peter.

»Er hat mich noch gar nicht zurückgerufen, unser Offiziersanwärter«, murmelt Rahel mit sorgenvollem Blick auf ihr Telefon. Dann öffnet sie den Ordner mit den Fotos, von denen die meisten ihre Kinder oder Enkel zeigen, doch Ruths Kommentare beschränken sich auf höfliche Floskeln. An den passenden Stellen sagt sie mit tiefer Stimme *Ach ja* und *Wie schön* und *Aha*, doch ihr Blick irrt

immer wieder ab, und ihr Lachen klingt nicht echt. Sie gähnt hinter vorgehaltener Hand und kündigt an, früh aufbrechen zu wollen.

»Ihr müsst nicht mit mir aufstehen. Wir verabschieden uns jetzt, und dann ist gut«, sagt sie mit ihrer üblichen Bestimmtheit.

Woche 1

Montag

Als Rahel aufsteht, ist es kurz vor acht. Sie muss den Wecker ausgemacht haben, kann sich jedoch nicht daran erinnern. Viel Schlaf hat sie nicht bekommen. Erst gegen ein Uhr nachts hat Simon ihre Nachricht beantwortet.

Hey Mama, tut mir ehrlich leid, dass Bayern nicht klappt. Ich wäre auf jeden Fall vorbeigekommen und hätte euch ein paar schöne Routen gezeigt. Naja, ein andermal! Mir geht's gut. Trainiere gerade im Karwendel-Gebirge. Grüß alle von mir! Simon

Für den Augenblick war sie erleichtert, aber sie wusste natürlich, dass ihn das Risiko immer begleiten würde. Die nächtlichen Angstdämonen hatten ihr Bilder seines zerschmetterten Körpers vorgegaukelt.

Hin und wieder kommen sie in ihre Praxis – die Mutter, deren einziges Kind beim Überqueren ei-

ner Straße überfahren worden ist, oder der Vater, der seine Tochter in der Ostsee hat untergehen sehen. Wie erloschene Lichter sitzen sie vor ihr, zu freudlos für das Leben, zu kraftlos, um sich umzubringen.

Rahel steht auf, geht ins Badezimmer nach nebenan und nimmt ihre Aufbisschiene aus dem Mund. Auch sie würde zu einer dieser ausgeglühten Existenzen, wenn eins ihrer Kinder ums Leben käme. Sie schüttelt den Gedanken ab, reinigt die Schiene, steckt sie zurück in die Plastikbox und trinkt aus dem Wasserhahn. Dann geht sie in ihr Zimmer, tauscht das Nachthemd gegen ein schwarzes Leinenkleid und sieht aus dem Fenster. Eine Gestalt verschwindet im Wald Richtung See. Rahel holt ihre Brille vom Nachttisch und sieht erneut hinaus. Der Mensch ist verschwunden, nur der Storch stakst mit eingezogenem Kopf hinterm Haus entlang.

»Schlangen, Mäuse, Maulwürfe. Lebend natürlich«, hat Ruth auf die Frage nach den Fressgewohnheiten des Storchs geantwortet und keine Miene dabei verzogen. Nachdem sie die verdutzten Gesichter ausreichend genossen hat, ist doch ein Lächeln über ihr Gesicht gehuscht. »Ihr könnt aber auch die kleinen Fische nehmen, die im Kühl-

schrank liegen. Oder die Küken und Mäuse aus der Tiefkühltruhe. Und sollte es mal wieder regnen, dann könnt ihr die Schnecken von den Lupinen und den Funkien absammeln – der Storch wird's euch danken.«

Das Tier hat keinen Namen.

Barfuß geht Rahel den langen Flur zu Peters Zimmer hinüber. Sie klopft und wartet, klopft noch einmal, dann tritt sie ein. Die Fenster stehen weit offen, im Holunderstrauch, dessen Äste beinahe bis in den Raum hereinreichen, krakeelen die Spatzen, sein Bett ist leer, die Bettdecke ordentlich gefaltet. Sie setzt sich auf die Kante und fährt mit der Hand unter die Decke, um seiner Wärme nachzuspüren. Doch das Laken fühlt sich glatt und kühl an.

Auf dem Schreibtisch hat er die Bücher gestapelt, die er lesen will: *Propaganda* von Steffen Kopezky, den ersten Band von Ricarda Huchs *Im alten Reich. Lebensbilder deutscher Städte*, die gesammelten *Essays* von Montaigne, die *Sämtlichen Gedichte* von Tomas Tranströmer, Pier Paolo Pasolinis *Freibeiterschriften* und *Der Waldgang* von Ernst Jünger.

In der Mitte liegt ein frisch gespitzter Bleistift auf einem neuen Heft, dahinter seine Brille und eine Packung Taschentücher. Aus irgendeinem Grund

löst dieses sorgfältige Arrangement eine tiefe Rührung in ihr aus. Sie verlässt das Zimmer, ohne eine Spur zu hinterlassen, und geht die Treppe hinunter.

Etwas ratlos betritt sie die Küche. Was gäbe sie jetzt für einen Cappuccino aus ihrer eigenen Maschine, mit cremigem Milchschaum und einer Prise braunem Zucker. Sie geht umher, öffnet Schränke, und begreift langsam die Ordnung hinter Ruths scheinbarem Chaos. Eine Kaffeemaschine gibt es nicht, nur eine Pressstempelkanne. Ruth und Viktor sind leidenschaftliche Grüntetrinker. Die große Auswahl an Kannen, Tees und Trinkschalen war Peter gleich nach der Ankunft mit Freude aufgefallen.

Sie spült die Stempelkanne mit heißem Wasser aus und findet Kaffeepulver in einer schwarzen Blechdose. Sie schnuppert daran, es scheint frisch zu sein. Dann hört sie die Haustür ins Schloss fallen und gleich darauf Peters Schritte im Flur. In guter Stimmung kommt er zur Tür herein und berichtet von seinem Bad im See.

»Ach, du warst der Mensch im Wald«, sagt sie.

Er nickt. »Ich war der einzige Schwimmer im ganzen großen See.«

»Soll ich dir Tee aufgießen?«, fragt sie und legt die Hand an seinen Arm.

»Nein, das mache ich selbst.«

Während Peter begeistert entdeckt, dass der Wasserkocher über eine Temperatureinstellung verfügt und der Tee somit problemlos bei 70 Grad aufgegossen werden kann, kocht Rahel Porridge. Unterdessen verteilen sie die Aufgaben. Peter, der nie etwas für Tiere übriggehabt und auf das Bitten und Betteln der Kinder um ein Haustier stets mit unnachgiebiger Ablehnung reagiert hat, verkündet zu ihrem Erstaunen:

»Ich übernehme die Tiere.«

Rahel ist froh darüber. Der Garten ist ihr lieber.

Peter verlässt den Frühstückstisch eilig. Sie sieht ihn Richtung Stall laufen, wo er kurz darauf mit dem gehalferten Pferd wieder herauskommt.

Das Pferd ist eine dreiundzwanzig Jahre alte Fuchsstute namens Baila. Seit fünf Jahren bekommt sie hier ihr Gnadenbrot, nachdem sie wegen einer Verletzung aus dem Springsport ausscheiden musste. Sie trottet hinter Peter her und scheint wenig davon angetan zu sein, auf die Koppel umzuziehen. Immer wieder bleibt Baila stehen, legt die Ohren an und stemmt die Hufe in den Boden. Ziehen und gut Zureden bleiben wirkungslos. Plötzlich nimmt Peter den Halfterstrick, wirbelt ihn herum, gibt der störrischen Baila mit dem Strickende eins auf den Po, und schon setzt sie sich in Bewegung und läuft ordentlich neben ihm her.

Wenig später beobachtet sie ihn beim Füttern des Storchs. Er bekommt seinen Fisch in einer Plastikschißel serviert und macht sich gierig darüber her. Die Hühner hat Ruth noch vor ihrer Abfahrt herausgelassen und gefüttert, und auch die Katzen scheinen satt und zufrieden zu sein. Sie liegen und streunen im Hof herum oder schlüpfen durch eine Katzenklappe ins Haus, wo sie sich im Untergeschoss verteilen.

Rahel läßt das Geschirr in der Küche stehen und geht nach draußen. Sie nimmt sich eine Gießkanne, doch die Regenfässer sind leer. Auch in dieser Region werden die Sommer heißer, trockener, staubiger. In den Wäldern sterben die Fichten und Buchen, und schon im August sieht es aus wie im Herbst. Sie dreht den Wasserhahn neben der Eingangstür auf, rollt den daran befestigten Schlauch ab und beginnt das Wässern bei jenen Pflanzen, die ihres Erachtens die besten Überlebenschancen haben. Gartenhibiskus, Stockrosen, ein Rhododendron, diverse Hortensien, Ringelblumen und Herzblattlilien neigen sich zwar schlaff zu Boden, richten sich aber nach einer Weile wieder auf. Lediglich der Lavendel gedeiht auch ohne Hilfe prächtig und bildet herrlich duftende Inseln. Wie die bald siebzijährige Ruth und ihr zehn Jahre älterer Mann das Haus und den Hof bewältigen, ist ihr ein Rät-

sel, und sie mag sich kaum ausmalen, was passieren wird, wenn sich Viktor nicht erholt.

Bis zum Mittagessen ist Peter beschäftigt. Rahel hat den Inhalt des Gemüsefachs auf dem Tisch ausgebreitet, die vergammelten Sachen weggeschmissen und beschlossen, aus dem Rest eine Suppe zu kochen. Brot ist noch reichlich da. Sie deckt den Tisch draußen, spannt den Sonnenschirm auf, wässert den tönernen Weinkühler, bis er sich dunkel färbt, und wählt aus ihren mitgebrachten Weinen einen Weißburgunder.

Im Kühlschrank findet sie noch zwei Lammknacker, die sie mit einem Seufzer beide Peter überlässt. Seit einiger Zeit isst sie weniger, um ihre Figur zu halten.

Während des Essens kündigt Peter an, mit Baila am Nachmittag einen längeren Spaziergang unternehmen zu wollen. Ruth habe ihm aufgetragen, die Stute mindestens eine Stunde pro Tag zu bewegen. Er schaut Rahel dabei nicht an und fragt auch nicht, ob sie ihn begleiten möchte.

Beim Geschirrabräumen fällt ihm ein Glas zu Boden. Es zerbricht auf den Steinen vor der Haustür. Peter hält in der Bewegung inne, sein Blick auf den Splittern, die sich am Boden verteilt haben. Sekundenlang rührt er sich nicht, schaut nur, und es ist dieser Blick, der sie zurückhält, ihm zu helfen.

Rahel wendet sich ab. Ein Sonnenstrahl trifft ihr Gesicht, sie schließt die Augen. Als sie sie wieder öffnet, hockt er mit einem Handfeger am Boden und fegt die Scherben zusammen.

Peter macht sich mit Baila auf den Weg, Rahel streift durchs Haus. Seit mehr als hundertfünfzig Jahren steht es hier, wie ein Organismus mit eigenen Gesetzen nimmt es immer wieder neue Menschen auf, umhüllt sie, verleibt sie sich ein, durchdringt sie, wirkt erst in ihnen und schließlich durch sie.

Das helle Holz der Böden hat tiefe Kratzer, die Terrakottafliesen in der Küche sind teils gesprungen, teils abgeplatzt, freie Flächen gibt es nicht. Alles Waagerechte ist belegt – jeder Fenstersims, jede Kommode, jeder Tisch trägt Stapel von Zeitungsartikeln, Ausstellungskatalogen, Büchern, Fotos, CDs, Notizen, Skizzen und Heerscharen geschnittener Figuren für die Kinder, die Ruth nie geboren hat.

Rahel erkennt jene wieder, die Viktor damals für sie gemacht hat. Eine davon – eine Elfe – nimmt sie mit auf ihren Rundgang.

Als im Korridor das Telefon klingelt, zögert sie. Ruth hat keine Instruktion für eventuelle Anrufe gegeben. Der Apparat ist neu. Die Bedienungsan-

leitung und der Kassenzettel liegen daneben. Bevor der Anrufbeantworter anspringen kann, geht sie ran.

»Hallo Rahel«, sagt Ruth. »Ich bin gut bei Viktor angekommen und soll dich sehr herzlich von ihm grüßen. Er hat es mir dreimal gesagt, es scheint ihm ausgesprochen wichtig zu sein.«

»Danke! Wie geht es ihm?«

»Den Umständen entsprechend. Höre, ich muss leider gleich wieder auflegen, weil ein Arzt wegen des Therapieplans vorbeikommt. Sag schnell, wie geht es den Tieren?«

»Gut! Sehr gut! Mach dir keine Sorgen, wir haben alles im Griff.«

»Das freut mich. Ich rufe wieder an. Ade, meine Liebe, und grüß Peter.«

»Mach ich.«

Als Ruth aufgelegt hat, fallen Rahel all die Fragen ein, die sie hätte stellen sollen.

Wo ist der Staubsauger? Wann kommt die Müllabfuhr? Soll ich dir die Post nachsenden?

Einen Augenblick verharret sie vor dem Apparat, dann steckt sie die Elfe in die Tasche ihres Kleids, tritt aus dem Haus, überquert den Hof und öffnet die Tür zu Viktors Atelier.

Weit hinten im Raum, wo das Sonnenlicht nicht hinreicht, steht eine lebensgroße Skulptur auf ei-

nem Sockel. Eine nackte Frau, mit leicht auseinanderstehenden Beinen, Oberkörper und Arme nach hinten gebogen. Eine Tänzerinnenpose oder ein Ausdruck von enormem Schmerz. Rahel tritt näher und erschrickt: Zwischen den Beinen, direkt unter dem Schambereich, hat eine große Spinne ihr Netz gewebt. Abgestoßen und fasziniert zugleich beobachtet Rahel das Tier, das sich plötzlich zurückzieht.

Sie holt sich einen Stuhl, um das Gesicht der Skulptur näher betrachten zu können. Kein Zweifel, es ist Ruth. Nicht die heutige Ruth, sondern Ruth als junge Frau, Ruth vor ihrer Ehe, als Tänzerin, als Muse des Künstlers Viktor Kolbe.

Rechts an der Wand hängen ordentlich aufgereiht die Meißel. Es müssen an die hundert sein. Auf einer Werkbank steht ein geöffneter Kasten mit Schnitzmessern und daneben einige begonnene Arbeiten, fast alle religiös anmutend. Auch ein Buch liegt da: *Aufrichtige Erzählungen eines russischen Pilgers*. Auf einem Zettel steht in Viktors expressiver Schrift: *Betet ohne Unterlass!* und: *Herr Jesus Christus, erbarme dich meiner*.

Verwundert blättert sie ein wenig in dem Pilgerbuch. Soweit sie weiß, ist Viktor nicht gläubig.

Sie legt es zurück und verlässt die Werkstatt in einer eigenartig bedrückten Stimmung.

Aus ihrem Zimmer holt sie ein Handtuch, legt es sich um die Schultern und schlägt den Weg zum See ein. Die Stimmen von Jugendlichen dringen von einer Badestelle am anderen Ufer zu ihr herüber, doch auf ihrer Seite ist sie allein. Wie üblich badet sie nackt. Das kühle, saubere Wasser umhüllt ihren Körper, und es ist dieser Moment des Eintauchens, den sie liebt, wenn die irdischen Geräusche verschwinden und vollkommene Stille sie umfängt.

Auf dem Rückweg versucht sie sich vorzustellen, was sie jetzt wohl in Bayern täten. Doch kein Bild stellt sich ein.

Peter sitzt im Hof auf einer Schattenbank. Er hat sich den Hut tief ins Gesicht gezogen, die Arme verschränkt und scheint zu dösen. Als sie sich nähert, hebt er den Kopf.

Sie sitzen nebeneinander, ohne sich zu berühren. Als er von seinem Spaziergang mit Baila erzählt, bringt er Rahel zum Lachen. Am Anfang habe die Stute so getan, als ob sie lahmt. Immer wieder sei sie stehen geblieben, habe den Kopf hochgeworfen oder versucht, das Gras am Wegesrand zu fressen. Auf dem Rückweg jedoch sei sie plötzlich getraht, und Peter habe Mühe gehabt, mit ihrem Tempo Schritt zu halten.

Gerade als Rahel ihm von dem Fund im Atelier

berichten will, steht er auf und sagt: »Ich leg mich kurz hin.«

»Ist gut«, entgegnet sie, ohne es so zu meinen.

* * *

Vor dem Abendessen spickt Rahel zwei Zitronenhälften mit Gewürznelken und legt sie gegen die Wespen draußen auf den Tisch. Im Kühlschrank findet sie einen Rest Rinderschinken, einen kleinen Ziegenweichkäse und ein paar Oliven. Morgen müssen sie einkaufen fahren.

Ihr ist nach Rotwein zumute, doch die Aussicht auf den darauffolgenden schlechten Schlaf verdirbt ihr die Lust.

Sie trägt das Tablett mit Geschirr hinaus, deckt den Tisch und sieht Peter aus der Haustür kommen. Er hat drei große Dosen Katzenfutter bei sich und verteilt sie auf mehrere Näpfe. Dann setzt er sich im Abstand von einigen Metern auf den Boden und schaut der Meute beim Fressen zu. Eine kleine Katze mit rotbraunem Fell, der ein Ohr fehlt, versucht vergeblich, ans Futter zu gelangen. Peter scheucht die anderen auseinander, holt einen der Näpfe, schnappt sich die Rotbraune und geht mit ihr ein gutes Stück abseits, wo sie von ihm bewacht ungestört fressen kann.

»Du untergräbst die Hackordnung«, ruft Rahel ihm zu. Er nickt und sieht dabei sehr zufrieden aus.

Nach dem Essen schiebt er seinen Teller in die Mitte des Tisches, nimmt einen großen Schluck von seinem Bier, stellt die Flasche ab, macht die Beine lang und verschränkt die Hände hinter dem Kopf – eine Haltung, die Rahel schon bei vielen Männern, aber noch nie zuvor an Peter gesehen hat.

»Eigentlich gut, dass Bayern nicht geklappt hat, findest du nicht?«, fragt er, und obwohl auch ihr dieser Gedanke schon gekommen ist, erwidert sie: »Nein. Ich wüsste nicht, was daran gut sein sollte.«

Ernst sieht er sie an. Dann richtet er sich auf, trinkt zügig sein Bier aus und beginnt mit dem Abräumen des Geschirrs.

Rahel bleibt so lange draußen sitzen, bis sich ihre Augen an die Dunkelheit gewöhnt haben. Der Mond beleuchtet den Hof gut genug, sodass sie Umrisse erkennen und die zahlreichen Fledermäuse vorbeihuschen sehen kann. Heute und an den kommenden Tagen erreichen die Perseiden ihren Höhepunkt. Wie gern würde sie jetzt mit Peter zusammen in den Himmel schauen und später, vielleicht, mit ihm schlafen.

Seine Verweigerung quält sie.

Schon vor der Sache an der Uni war Rahel wachsam geworden. Es war die Art, wie sie Sex hatten, und dass die Initiative fast immer von ihr ausging – sie kannte die Zeichen. Etliche Male hatten Klienten ihr davon berichtet, wie ihnen die Sexualität abhanden gekommen war. Aus Liebe wurde liebevolle Freundschaft, und ein Zurück gab es selten.

Mitunter begann Peter direkt nach dem Orgasmus über irgendein Thema zu reden, das ihn gerade beschäftigte. Dann wieder sah er sie so merkwürdig milde an. Blicke ohne Begehren, die ihren Körper erschlaffen ließen. Als dann erste Anzeichen des Klimakteriums bei ihr auftraten, wurde sie bilderbuchmäßig in wechselnde Stimmungen geworfen. Es hatte Momente gegeben, in denen sie von Lust erfüllt in der Uni anrief und Peter nach Hause lockte. Anderentags waren ihr seine Berührungen unerträglich gewesen. Manchmal wollte sie ihn mehrmals täglich, und als er anfing, sich ihrem Begehren zu entziehen, fragte sie ihn ängstlich nach einer Affäre.

»Mein Gott, Rahel!«, hatte er erwidert. »Erstens finde ich es nicht sehr erregend, wenn sich mir das Wild vor die Flinte legt, und zweitens gibt es Menschen, für die Sex nicht diese Bedeutung hat!«

Das hatte gegessen. Ein paar Wochen hatte sie geschmollt, und eine Zeitlang zog sie ein Hormon-

präparat in Betracht, um die heftigen Gefühlsaus-
schläge zu mindern. Aber wenn sie ehrlich war,
wollte sie alles spüren. Die Tränen, die wie aus dem
Nichts kamen, die Abgeschlagenheit und das
Schwitzen, die Euphorie über das schiere Leben-
digsein und den Hunger nach ihrem Mann.

Manchmal war es nicht der Hunger nach ihm,
sondern das Verlangen nach irgendeinem Mann.

Dienstag

Dem Stand der Sonne nach zu urteilen muss es später Vormittag sein. Schon wieder hat sie zu lang geschlafen, und es kommt ihr vor, als habe sie sich ein Stück Lebenszeit gestohlen.

Sie streift sich das schwarze Leinenkleid von gestern über und ahnt, dass sie es auch in den nächsten Tagen tragen wird. Beim Anziehen purzelt die Elfe aus der Tasche und fällt zu Boden. Ein Flügel ist abgebrochen. Vorsichtig legt sie ihn auf den Nachttisch, stellt die Figur daneben und denkt an Viktor. Sein Interesse für Rahel war auffällig gewesen; ihre Schwester Tamara behandelte er eher mit Gleichgültigkeit. Von Ruth einmal darauf angesprochen, erklärte er knapp, Tamara habe einen Vater, Rahel nicht.

In der Küche steht kalter Tee. Von Peter keine Spur, und im Augenblick ist sie erleichtert darüber. Sie kocht Kaffee, schmiert sich ein halbes Marmeladenbrötchen und isst es im Stehen. Ohne dass sie einen

Grund dafür benennen könnte, zieht es sie erneut in Viktors Atelier. Sie balanciert die volle Kaffeetasse schräg über den Hof und geht direkt zu der Werkbank, auf der das Buch liegt. *Herr Jesus Christus, erbarme dich meiner.* Ein paar Mal spricht sie das Gebet, betont es jedes Mal anders, bis sie einen Rhythmus gefunden hat. *Herr Jesus Christus, erbarme dich meiner, Herr Jesus Christus, erbarme dich meiner.*

Sie spürt keine Wirkung.

Neben der Werkbank steht ein Graphikschrank. In der obersten Schublade liegen Kohlezeichnungen von Tieren, vor allem von Pferden und Katzen. Im zweiten Fach findet Rahel diverse Bleistifte, eine Pappbox mit Kohlestiften, Skizzenblöcke, eine Packung Tabak samt Filter und Papier, Kerzen und Feuerzeuge. Der Tabak ist noch feucht, er kann nicht alt sein. Ob Ruth davon weiß?

Noch eine weitere Schublade öffnet sie: Etliche Zeichnungen eines weiblichen Torsos in unterschiedlichen Posen. Sie geht eine nach der anderen durch. Die meisten sind flüchtig hingeworfene Skizzen, nur einige wenige wirken ausgearbeitet. Die letzte hat einen Kopf und ein Gesicht: Es ist Edith, Rahels Mutter.

Daneben noch ein Stapel Blätter. Ein Kind ist auf ihnen zu sehen, und dieses Kind ist sie selbst.

Minutenlang starrt sie auf die Zeichnungen. Der Inhalt dieser Schublade war für niemandes Augen bestimmt gewesen. Wie ein Dieb kommt sie sich vor und gleichzeitig wie ein Mensch, dem ein Eigentum vorenthalten wurde.

Mit zittrigen Händen nimmt Rahel den Tabak aus dem anderen Fach. Sie zieht ein Papier aus der Packung und dreht sich die erste Zigarette seit über zwanzig Jahren. Doch bevor sie sie anzünden kann, hört sie Hufe auf dem Pflaster des Hofes und gleich darauf, beim Blick aus dem Fenster, sieht sie Baila. Die Stute bleibt stehen, scharrt ein paar Mal mit dem rechten Vorderhuf und schnaubt. Der Halfterstrick baumelt herunter, von Peter keine Spur. Rahel legt die Zigarette auf den Tisch und eilt hinaus.

Peter kommt etwa fünf Minuten später angetrotet. Er schüttelt lachend den Kopf.

»Ich musste mir den Schuh zubinden, und schon war sie auf und davon.«

Dann greift er nach dem Halfterstrick und beginnt, Baila einen Vortrag zu halten.

Wenn er mit mir nur halb so viel sprechen würde, denkt Rahel und sieht ihm hinterher, als er die Stute Richtung Koppel führt.

Nach einem kurzen Bad im See kehrt Rahel ins Haus zurück. Sie hofft, Peter in seinem Zimmer anzutreffen. Die Entdeckung im Atelier beschäftigt sie; die aufgeworfenen Fragen erscheinen ihr ungeheuerlich, und der einzige Mensch, der sie beantworten kann, liegt bewacht von seiner aufmerksamen Frau in einer Rehaklinik an der Ostsee.

Doch mit Peter will sie über etwas anderes sprechen.

Sie steckt ihr Haar auf eine Weise hoch, wie er es mag, zieht seitlich ein paar lockere Strähnchen heraus, tupft einen Hauch Farbe auf die Lippen, tuscht sich die Wimpern und betrachtet sich eine Weile im Spiegel. An guten Tagen sieht man ihr die neunundvierzig Jahre nicht an.

Mit jedem Schritt in seine Richtung tritt sie vorsichtiger auf. Die alten Dielen knarzen, und als sie gerade klopfen will, ruft er: »Komm rein.«

Er sitzt am Schreibtisch vor einem aufgeschlagenen Buch, dreht sich zu ihr um und nimmt die Brille ab.

»Peter, was ist mit uns?«

Er weist auf den Stuhl, der neben dem Bett steht.
»Setz dich doch.«

Kalte Schweißperlen rinnen ihr unter den Achseln hinab, aufmerksam sucht sie sein Gesicht ab. Sie kann sehen, wie er um Worte ringt.

»Peter bitte!«

»Das trifft mich jetzt unvorbereitet, Rahel. Ich will nichts Falsches sagen, ich ... Können wir später reden? Heute Nachmittag?«

Mit würdevoller Ruhe erhebt sie sich und geht zur Tür. Ein mattes Lächeln bringt sie noch zustande, dann strebt sie über den langen Flur ihrem Zimmer entgegen.

Seit einem Jahr und vier Monaten verbringt Peter den Großteil seiner Zeit allein. Er ist gut darin. Er liest vergleichend verschiedene Übersetzungen eines bestimmten Werks, schaut Tierdokus, Sendungen über historische Persönlichkeiten oder Reiseberichte, macht ausgedehnte Radtouren zu den Weingütern rund um Dresden oder beschäftigt sich wochenlang mit einem sorgfältig ausgewählten Thema, das er dann von literarischer, künstlerischer und wissenschaftlicher Seite her beleuchtet. Sein Hang zur Gründlichkeit geht ins Pedantische, die kritische Distanz ist zur Weltabkehr geworden.

Er kam eher nach Hause an jenem Donnerstag, dem Tag, an dem sein fragil gewordenenes Gleichgewicht kippte. Sie hatte ihn noch nicht erwartet. Als sie nur mit einem Handtuch bekleidet aus der Dusche kam, stand er regungslos im Korridor. Sein halb abwesender, halb entsetzter Blick verhiß

nichts Gutes, und augenblicklich war ihr klar, dass dieser Abend anders verlaufen würde, als sie es sich gewünscht hatte. Dabei war es ihr Hochzeitstag. Der achtundzwanzigste.

»Was ist los?«, fragte sie und konnte die leichte Gereiztheit in ihrer Stimme nicht verbergen. Zu oft war in der letzten Zeit *etwas los gewesen*, wenn er nach Hause kam. Praktisch täglich empörte er sich darüber, wie viele Studenten auf Kriegsfuß mit Orthographie und Grammatik standen, wie wenig belesen und historisch ahnungslos sie seien.

Rahel verdrehte über diese Beschwerden die Augen. Ihr Pragmatismus erlaubte solch eine nutzlose Auflehnung nicht, und obwohl ihr klar war, dass Menschen von Peters Schlag litten, war es mit ihrer Geduld nicht weit her.

»Na komm schon, ich mache uns eine Flasche Wein auf«, sagte sie in sein Schweigen hinein.

Er schüttelte den Kopf. In der Küche goss er sich Wasser in ein Glas und trank es aus.

»Das ist nicht mehr meine Welt, Rahel«, stellte er mit Blick aus dem Fenster fest.

Die folgende halbe Stunde verbrachte sie mit ihm am Küchentisch, mit nassen Haaren und kalten Füßen. In erschöpfender Genauigkeit berichtete er ihr von dem Vorfall, und Rahel saß mit angezogenen Beinen auf ihrem Stuhl und hörte ihm zu.

In einem Seminar zum Thema »Geschlechterrollen in der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts« hatte Peter eine breit gefächerte Literaturliste ausgegeben. Ein paar Teilnehmer hatten gegen den Umfang protestiert und ihren Widerstand damit begründet, dass sowieso nur Männer- und Frauenklischees dabei herauskämen. Binäre Zuordnungen, an die keiner mehr glaube. Es reiche, eins dieser Bücher oder ein paar Auszüge zu lesen, und man wüsste Bescheid. Peter argumentierte, dass es den Ansprüchen der universitären Lehre widerspreche, sich nur mit Auszügen oder einem einzigen Beispiel zu befassen. Und selbst wenn nach gesamt Lektüre herauskäme, dass überkommene Klischees überwögen, würde das doch spannende Fragen aufwerfen. Man könnte sich fragen, ob sich in den Klischees auch Wahrheit finden ließe. Man könnte Hypothesen entwickeln und diskutieren. Er stelle die These auf, dass Frauen oft andere Werte und Ziele im Leben priorisierten als Männer. Reines Machtstreben zum Beispiel sei ihnen häufig zuwider, und dies sei doch ein äußerst sympathischer Unterschied zu den vielen männlichen Narzissten in Machtpositionen. In diesem Moment entstand in einer kleinen Gruppe ein Tumult, wie er ihn in all den Jahren Lehrtätigkeit noch nicht erlebt hatte.

Vor allem eine Person war ihn lautstark angegangen: Olivia P.

Ein besonders perfider Chauvinist sei er, weil er Frauen dafür lobte, nicht machthungrig zu sein, anstatt sie im Machthunger zu bestärken. Peter intervenierte sofort und sprach sie mit Frau P. an, woraufhin ihm ein wütendes »Ich bin ein nicht-binärer Mensch!« entgegengeschleudert wurde. Für einen Augenblick verschlug es ihm tatsächlich die Sprache, dann schaute er auf die Teilnehmerliste und bemerkte, er habe sie als *Frau Olivia P.* auf seiner Liste stehen. Olivia P. explodierte. Ob er sich etwa weigere, anzuerkennen, dass sie weder das eine noch das andere sei? Keineswegs, gab er zurück, er habe nur gesagt, dass sie auf der Liste als Frau – Alles weitere ging in Gebrüll unter.

Bis ins letzte, kleinste Detail beschrieb Peter ihr die Geschehnisse.

»Meine Güte!«, hatte Rahel ihn schließlich unterbrochen. »Manchmal bist du aber auch –« Beinahe hätte sie ihn Krümelkacker genannt, besann sich aber gerade noch rechtzeitig und fuhr fort: »Wer weiß, was die arme Person für eine Leidensgeschichte hinter sich hat. Nenn sie doch einfach so, wie sie will!«

Mit fremden Augen sah er sie an. Ein Nerv in seinem Gesicht zuckte. Dann stand er auf und ging

in sein Zimmer, wo er lautlos die Tür hinter sich schloss.

Von da an wurde es still zwischen ihnen, und sie bekam nicht mit, was weiter geschah. Erst, als sie eines Morgens in einer der großen überregionalen Tageszeitungen einen Artikel entdeckte, wurde ihr das ganze Ausmaß der Sache bewusst: »Die Ewiggestrigen. Ein Germanistik-Professor der TU Dresden verweigert einer Transgender-Person die Anerkennung ihrer nicht-binären Geschlechtsidentität.« Was folgte war eine Abrechnung mit dem Osten. Die ehemals Indoktrinierten hätten das offene und freie Denken noch immer nicht gelernt. Ihre Defizite ließen sich am Beispiel des Herrn Prof. Wunderlich hervorragend ablesen und so weiter und so fort. Der ganze entsetzliche Mist, den sie alle nicht mehr hören konnten.

Sie sagte die Termine ihrer Vormittagskunden ab und fuhr an die Uni.

Peter war in seinem Büro. Er hatte den Schreibtischstuhl Richtung Fenster gedreht und schaute hinaus. Seine Arme lagen auf den Lehnen.

»Ach du bist es«, sagte er nur, als sie zu ihm eilte, um ihn zu umarmen.

Und dann löste Olivia P. in den sozialen Netzwerken einen Shitstorm aus.

Anfangs reagierte Peter mit beinahe unbeteiligter Verständnislosigkeit; nicht nur, dass er sich nicht wehrte, er äußerte sich gar nicht zu all dem, was auf Facebook, Twitter und Co. losgetreten worden war. Doch er unterschätzte die Dynamik des Geschehens. Bald hingen in den Gängen der Uni Plakate mit seinem Konterfei und aus dem Zusammenhang gerissenen Sätzen, die Peter in seinen Vorlesungen und Seminaren gesagt hatte.

Im Gespräch mit der Dekanin und dem Prodekan der Fakultät warfen diese ihm einen ungeschickten Umgang mit Olivia P. vor. Seine Bemerkung, sie stünde als Frau in der Liste, sei eine unnötige Provokation gewesen und der Protest der jungen Leute in einer Demokratie völlig legitim. Auf dem Weg zu einer diskriminierungsfreien Sprache seien alle gefordert. Peter solle sich in Zukunft klüger verhalten und Gras über die Sache wachsen lassen.

»Aber weißt du, was das Schlimmste an der ganzen Geschichte ist?«, hatte er mit müder Stimme gefragt und die Antwort gleich hinzugefügt: »Dass du mir in den Rücken gefallen bist.«

Rahel liegt in ihrem Zimmer auf dem Bett. Drüben im Atelier wartet die Zigarette, und jetzt ist der richtige Zeitpunkt, sie zu rauchen. Sie setzt sich auf

und streckt den Rücken. Auf dem Weg nach unten fällt ihr ein, dass der Kühlschrank beinahe leer ist und auch das Brot nicht mehr bis morgen reichen wird. Sie kehrt um, klopft erneut bei Peter, wartet seine Antwort ab, dann öffnet sie die Tür einen winzigen Spalt.

»Ich fahr schnell einkaufen. Soll ich dir was mitbringen?«

»Nein. Das heißt ...«, er dreht sich zu ihr um, »... ein Stück Räucherfisch wäre schön. Saibling oder Aal oder was es gerade gibt.«

Sie nickt. Und freut sich, dass er einen Wunsch hat.

Im Schritttempo fährt sie vom Hof. Keine zwanzig Meter hinter dem Haus fällt ihr der Findling ins Auge, ein Stein, der ihr als Kind gigantisch groß erschien. Viktor hat sie einmal darauf gehoben und ihr erzählt, wie der Stein vor etwa fünfzehntausend Jahren von einem Gletscher hierher transportiert worden ist und nach dem Schmelzen liegen geblieben sei. Und dass auch der See aus Gletscherwasser entstanden und überhaupt die ganze Landschaft mit ihren sanften Hügeln das Ergebnis der letzten Eiszeit sei. *Endmoräne*. Ein Wort, das sie sich krampfhaft zu merken versuchte. Doch dass auch der See, in dem sie badete, schon fünfzehntausend Jahre alt sein sollte, fand sie eklig.

»In so altes Wasser geh ich nicht!«, hatte sie Ruth und ihrer Mutter hernach verkündet, und deren Lachen hatte sie tief gekränkt.

Noch immer wirkt der Findling durchaus imposant, aber wie bei jedem Ding, das sich einordnen und verstehen lässt, geht kein Zauber mehr von ihm aus.

Eine gute Viertelstunde braucht sie bis zur Kaufhalle. Sie packt den Wagen voll, um das Haus nicht so schnell wieder verlassen zu müssen, hält auf dem Rückweg beim Fischer im Dorf, kauft geräucher-ten Saibling und Aal, fragt auch nach Abfällen für den Storch, die der Fischer ihr gratis gibt. Dann beeilt sie sich, zum Hof zurückzukehren.

Peter sitzt unter dem aufgespannten Sonnenschirm am Tisch und spricht mit dem Storch. Ab und zu flattert das Tier mit den nutzlosen Flügeln, bewegt sich aber keinen Meter von Peter weg. Als sie den Motor abstellt, kommen ihr beide entgegen; Peter öffnet die Heckklappe des Wagens und beginnt, die Einkäufe in die Küche zu tragen. Der Storch bleibt am Auto zurück.

»Ich habe Fisch bekommen«, sagt sie drinnen und holt das Paket aus der Einkaufstasche. »Aal und Saibling, ganz frisch.«

»Wunderbar.« Er lächelt. »Hast du auch an Meister Adebar gedacht?«

Zur Antwort hält sie die Tüte mit den Fischabfällen hoch.

»Wunderbar«, sagt er noch einmal freundlich, nimmt ihr die Tüte aus der Hand und geht damit nach draußen.

Rahel setzt sich für einen Augenblick an den Küchentisch. Sie ist plötzlich sehr müde.

Sie blickt aus dem Fenster. Die Sonne hat ihren Höchststand überschritten. Der Storch macht sich gierig über sein Fressen her, während Peter die Katzen fernhält. Rahel ist weder hungrig, noch hat sie Lust auf Küchenarbeit. Also huscht sie nach dem Verräumen der Einkäufe über den Hof ins Atelier.

Gerade als sie sich die Zigarette anzünden will, öffnet Peter die Tür und lugt herein.

»Ich habe dich gesucht. Soll ich uns einen Salat machen? Wir könnten den Fisch dazu essen.«

»Ja gern!«, sagt sie schnell.

»Machst du dein feines Dressing? Ich weiß nicht, wie es geht.«

Sie lässt die Zigarette unauffällig hinter den Büchern auf die Werkbank fallen und folgt ihm in die Küche.

Peter schaltet das Radio ein, hört dem Nachrichtensprecher ein paar Sekunden zu, stöhnt, schüttelt den Kopf und sucht nach einem anderen Sender. Über Schlager und Pop und quäkende Werbesprecher wischt er drüber, bei einer Aufnahme des Follenquintetts hält er inne.

»Besser«, konstatiert er und beginnt den Salat zu waschen.

Rahel gibt Öl und Essig, Senf, Honig, Zitrone, Pfeffer und Salz in eine kleine Schüssel. Mit einem kleinen Rührbesen schlägt sie die Zutaten, bis sie sämig sind, und kostet dann mit dem Zeigefinger. Sie ist zufrieden. Es sind die Gegensätze, die das Essen schmackhaft machen – süß und salzig, süß und scharf, süß und sauer. Sie wirft einen Blick auf Peter und fragt sich, warum er nicht sieht, dass ihre Andersartigkeit den Reiz zwischen ihnen ausmacht. Als Eltern greifen sie wie zwei Zahnräder ineinander und bilden das gut funktionierende Familiengetriebe, auf das sich die Kinder stets verlassen können. Doch wehe, Rahel schäumt über. Wehe, das allzu Lebendige bricht sich Bahn. Dann zieht er sich wie eine Schnecke in sein Haus zurück und wartet ab. In der Literatur liebt er die ungedulden und ungestümen Gemüter. Nur dort kommt er ihnen nahe, ohne von ihnen gefährdet zu werden.

Sie nimmt sich ein Messer und ein Brett und setzt

sich zu ihm an den Tisch. So wie Peter die Gurke schneidet, sorgfältig und in beinahe exakt gleich große Stücke, so geht er alles an. Zwischen Plan und Ausführung besteht keine Differenz; Worte und Taten stimmen verlässlich überein. In diese Wesensart hat Rahel sich vor fast dreißig Jahren verliebt. Es war nach all der Zeit im Chaos wie das Fallen in ein weiches, warmes Bett.

Er gibt seine Gurken- und Paprikastücke in die Salatschüssel, wickelt den Fisch aus dem Papier und legt ihn auf eine weiße Porzellanplatte, dann holt er Teller und Besteck, Weißwein und Gläser.

»Wollen wir nicht draußen essen?«, fragt sie und kennt die Antwort schon.

»Besser nicht. Die Wespen.«

Rahel nickt unmerklich. »Wasser soll helfen«, entgegnet sie sanft.

Er blickt sie fragend an.

»Wasser aus einer Sprühflasche. Dann denken sie, es regnet.«

»Oder«, entgegnet er, »wir essen entspannt hier drinnen und trinken danach einen Kaffee draußen.«

»Ist gut.«

Der Sieg der Vernunft verschafft ihr keine Freude. Sie isst ohne Appetit, überlässt Peter das Geschirr und kündigt an, sich für eine Mittagsruhe in ihr Zimmer zurückzuziehen.

»Du wolltest reden ...«, sagt er halb fragend, halb feststellend.

Außer einem müden Nicken bringt sie nichts zustande.

»Treffen wir uns gegen drei vorm Haus und gehen ein Stück?«

Er fragt es mit liebevoller Stimme, und Rahel bricht beinahe in Tränen aus.

Punkt drei tritt sie aus der Haustür in den Hof hinaus. Ihr Blick geht einmal ringsum. Peter sitzt auf einer der Bänke, die überall auf dem Grundstück stehen. Er trägt seinen Panama-Hut, auf seinem Schoß liegt die einohrige Katze. Als Rahel auf ihn zugeht, nimmt er die Katze vorsichtig von seinen Knien und steht auf.

Sie nehmen den Waldpfad Richtung Seeufer, biegen dann aber nach links auf einen größeren Weg ab – einen alten Hohlweg, den Rahel schon als Kind gern mochte. Es ist ein seidiger Tag. Ein zarter, warmer Wind streicht über ihre nackten Arme und Beine. Peter rückt seine Brille zurecht und schiebt den Hut ein Stück höher.

»Wenn du anfangen möchtest – ich höre dir zu.«

Obwohl sie die gesamte Mittagspause hindurch an ihrer Rede gefeilt hat, ist sie nun verloren. Krampfhaft versucht sie, sich an die Einstiegssätze

zu erinnern. Peter geht geduldig neben ihr her. Sie schlägt nach einer Mücke in ihrem Nacken, fasst Peter am Arm und bleibt stehen.

»Willst du eigentlich noch mit mir zusammen sein?«

Jetzt ist es raus. Der Hohlweg ist an dieser Stelle so tief, dass die Böschungen zu beiden Seiten keinen Blick auf die dahinterliegende Landschaft zulassen. Die Äste der Bäume wachsen über ihnen zusammen und bilden ein dichtes Dach.

Er schaut sie erschrocken an, dann lässt er den Kopf sinken.

»Das ist eine einfache Frage, Peter. Die solltest du beantworten können.«

Sein Blick trifft sie.

»Und du? Hättest du zu jedem Zeitpunkt unserer Ehe eine klare Antwort auf diese Frage gehabt?«

Sie zögert, sieht zwei Mücken auf ihrem Arm und schlägt blitzschnell zu.

»Komm, lass uns weitergehen«, sagt er und läuft los. »Ich will mich nicht von dir trennen, Rahel, aber auf die Weise, wie du es brauchst, kann ich derzeit nicht mit dir leben.«

»Auf welche Weise meinst du denn?«

»Auf die vollumfängliche.«

»Was soll denn das heißen?«, fragt sie scharf und stellt sich ihm erneut in den Weg.

Er weicht zurück. »Du weißt genau, was ich meine.«

Ja, sie weiß es, doch sie wird ihm das Aussprechen nicht ersparen.

Von ihren Klienten verlangt sie das Benennen des Problems, mit dem sie gekommen sind. Was sprachlich nicht geformt werden kann, wird ganz sicher nicht gelöst. Das gilt auch für Peter.

»Ich kann nicht mehr mit dir schlafen«, sagt er.

Die darauffolgenden Erklärungen hört sie sich schweigend an. Die ganze Sache mit Olivia P., das Speißrutenlaufen an der Uni, der Hass, die Vulgarität, das alles habe ihn zutiefst erschüttert, und als er angeschlagen nach Hause gekommen sei, sei er von ihr verhöhnt worden, und etwas in ihm sei zerbrochen.

Er seufzt. »Ich habe dich gebraucht, damals. Wochenlang habe ich mich wie ein Fremder gefühlt, in der eigenen Wohnung, bei meiner eigenen Frau. Und das Begehren ... hat einfach aufgehört.«

»Und nun?«, fragt sie ihn leise. »Sollen wir jetzt wie Bruder und Schwester nebeneinanderher leben?«

»Zum Beispiel.«

»Aha!«

Ihre Stimme rutscht hoch, wie immer, wenn sie Angst hat. Peter blickt sie mitfühlend an. Dann

bleibt er stehen und macht diese Sache mit den Händen – die Arme hängen lang herunter und die Finger wackeln so lange unkontrolliert herum, bis es ihm selbst auffällt und er die Hände hinter dem Rücken verschränkt. Sie haben den Wald verlassen; sie stehen auf einem Feldweg, das Haus ist schon zu sehen.

»Ich meine, wie stellst du dir das vor?«

»Ich stelle mir doch gar nichts vor, Rahel. Ich sage lediglich, wie es ist.«

Sein gequälter Blick schweift über die Felder in die Ferne.

»So etwas lässt sich nicht erzwingen«, sagt er schließlich.

»Nein. Natürlich nicht. Aber versuchen kannst du es.«

»Im Moment will ich aber nichts versuchen«, erklärt er matt, und dann laufen sie weiter und gehen den Rest des Wegs schweigend.

Rahel holt sich ein Handtuch von der Wäscheleine und biegt gleich zum See ab. Sie taucht ins Wasser und schwimmt ein paar Züge am Ufer lang. Weit hinaus traut sie sich nicht. Im Schwimmunterricht in der zweiten Klasse hat die Lehrerin sie mit einem langen Stab vom Rand des Beckens weggestoßen, wenn Rahel sich festhalten wollte. Dabei hat sie

»Unser Ziel ist der ausdauernde Schwimmer!« in die Halle hineingebrüllt, und jedes Kind, das sich bis dahin noch sicher gefühlt hatte, fing hektisch an zu strampeln. Rahel hat in jeder einzelnen Schwimmstunde Todesangst gehabt. Den Startsprung vom Block lernte sie nie. Bei der Prüfung schlug ihr ein anderer Schwimmlehrer einfach die Beine weg, so dass sie zwar kopfüber ins Wasser plumpste, aber weit weg von einem korrekten Kopfsprung blieb.

Nun schwimmt sie langsam an den dickstieligen gelben Teichrosen entlang. Sie denkt an Peters letzten Satz. *Im Moment will ich aber nichts versuchen.* Er kann ebenso meinen, dass er es später versuchen wird. Er muss es versuchen. Sonst kann sie nicht bei ihm bleiben.

Was denkt er sich eigentlich? Dass sie es einfach so hinnehmen wird?

Sie dreht sich auf den Rücken und lässt sich treiben.

Natürlich hat es auch Zeiten gegeben, in denen sie lustlos und müde gewesen ist. Als die Kinder klein waren. Wenn sie krank waren oder einfach nur anstrengend. Als Edith starb. Peter hat sich nie beschwert, nie gedrängt. Allerdings – und das ist der entscheidende Unterschied – konnte er stets sicher sein, dass die Flaute vorüberging.

Nur ihr Gesicht schaut noch aus dem Wasser heraus. Ihre Beine sind in die Tiefe gesackt, und etwas hat sie berührt. Hastig beginnt sie zu schwimmen.

Vom anderen Ufer drüben dröhnt jetzt Musik. Die Dorfjugend kommt zusammen. Für Rahel ist es Zeit zu gehen.